

**Stiftungsreise
Israel/Palästina
21. bis 30. Oktober 201**



Rahmenbedingungen/Organisation

Mit einer Reise nach Bethlehem und Indien sollte unsere Stiftung im Frühjahr 2020 kurz nach Gründung eigentlich beginnen. Unsere beiden „Ursprungsprojekte“ Harshal und Haryali in Udaipur/Indien und Marian an der Universität Bethlehem waren das Ziel, eine anstrengende Reise war bereits gebucht. Dann kam die Corona-Pandemie. Hatte ich anfangs noch geglaubt, die Reise müsste nur um zwei oder drei Monate verschoben werden, war das Reisen im Herbst 2020 schon in weite Ferne gerückt. Ob sich so eine gemeinnützige Stiftung mit möglichst vielen Projekten in den armen Ländern dieser Erde wirklich aktiv entwickeln ließ?

Marcel, der Freund eines Freundes (Hermann Dengler aus Warmbronn) und die sich pandemiebedingt rasant entwickelte Videotechnologie gaben schnell und

überraschend eine positive Antwort auf diese zweifelnde Frage. In nur wenigen Monaten war ich virtuell mehr in Israel und Palästina, dank der Kontakte weiterer Freunde auch in Südamerika und Afrika, als durch Reisen je möglich gewesen wäre. Die Stiftungsprojekte schossen wie die Pilze aus einem gut beregnetem Waldboden.

Dennoch stillte dies den Reisehunger nicht. Als sich im Sommer 2021 dank Impfen, in Israel früher und schneller als bei uns, die dunklen Lockdown Wolken zu lichten begannen, keimte endlich Hoffnung auf. Aber dennoch war die Vorbereitung einer Israelreise eine rasante und abenteuerliche Berg- und Talfahrt. Erst für Ende September geplant, dann auf Ende Oktober verschoben, dann mangels Einreisegenehmigung abgesagt und dann dennoch dank inzwischen guter Kontakte zur Jerusalem Foundation und der Hebräischen Universität von Jerusalem und dank des Wirkens von Marcel im Hintergrund wurde es doch noch möglich. Hildegard hatte schon erklärt, ihr sei das zu kurzfristig, sie wolle nicht mehr reisen. Dann am Mittwochvormittag, keine 24 Stunden vor dem gebuchten Abflug vom Frankfurter Flughafen erreichten uns die beiden Einreisegenehmigungen per E-Mail. Hildegard ließ sich überreden, doch noch in ungewohnter Eile die Koffer zu packen. Ich glaube, sie hat es nicht bereut.



Abreise aus stürmischem Herbst

Just in der Nacht vor dem Abflug hatten in Deutschland die Herbststürme eingesetzt. Die Straße durch den Warmbronner Wald Richtung Stuttgart-Büsnau war mit einem bunten Laubteppich bedeckt. Der ICE ab Stuttgarter Hauptbahnhof fuhr - ungewohnt - pünktlich ab. Es schien alles glatt zu gehen. Doch dann - 20 Minuten vor der Ankunft im Fernbahnhof des Frankfurter Flughafen - am Bahnhof in Riedstadt hielt der



ICE. Nach der Durchsage des Zugführers war ein Baum auf die Oberleitung vor uns gefallen. Frühestens in 40 Minuten sei mit der Weiterfahrt zu rechnen. Zuggäste strömten scharenweise aus dem Zug, um ein Taxi zu ergattern. Mir war aber gleich klar, dass es dafür in Riedstadt sicher nicht ausreichend Taxis geben würde. Das ergab dann auch ein Anrufversuch bei der örtlichen Taxizentrale. Zum Glück ging es dann aber doch noch früher weiter, so dass die Verspätung am Flughafen Frankfurt nur gering ausfiel. Wie sich herausstellte, hätte die Verspätung ruhig auch ohne Folgen länger dauern können. Der Sturm hatte zeitweise den Flughafenbetrieb lahmgelegt, so dass unser Flug erst mit einstündiger Verspätung abhob.

Ankunft im Sommer



Bei sommerlichen Temperaturen um 25 Grad Celsius und strahlendem Sonnenschein landeten wir am Flughafen Ben Gurion in Tel Aviv. Der Weg durch Passkontrolle und Zoll verlief (auch dank Video unterstützter Passkontrolle) erstaunlich schnell und problemlos. Dann allerdings verursachte der erforderliche PCR-Test im Flughafengebäude Hektik. Als wir die große Halle, in dem die Teststationen aufgebaut waren, betraten, erwarteten wir, ob der sich recht chaotisch andrängenden Menschenmassen eine Prozedur von einigen Stunden, obwohl Marcel schon am Flughafeneingang auf uns wartete und wir um 19 Uhr im St. Charles Hospice in Jerusalem zum Abendessen angekündigt waren. Plötzlich jedoch vermehrten sich die Teststationen wie durch Zauberhand und wir erwischten relativ schnell eine freie Station durch die Menschenmenge hindurch. Dort wurden wir aber nach einem Code für den Test gefragt, den wir nicht hatten. Den gebe es bei Schalter 44 hieß es. Da kamen wir auch gleich dran. Ich ahnte Schlimmes, war aber dann doch verblüfft, dass allein unsere Pässe ausreichten, um, auf einen Zettel per Hand geschrieben, einen mehrstelligen Zahlencode zu erhalten, dessen Erhalt wir auch gleich mit meiner Kreditkarte (ohne PIN) bezahlen konnten. Es wurde deutlich, dass der Mann am Schalter über unsere Passnummern Zugriff auf unsere gesamten Daten hatte, die ich vor der Abreise in einem Einreiseformular ausgefüllt hatte. Gleich nebenan erwischten wir auch einen freien Testplatz, an dem wir in Windeseile getestet wurden und sofort auf dem Handy per Mail die Zahlungsbestätigung für die Gebühr erhielten. So waren wir in weniger als 45 Minuten trotz dem Gedränge PCR-getestet. Blöd nur, dass ich in der Eile meinen Schnellhefter mit allen ausgedruckten Reisedokumenten am Testschalter liegen ließ. Gott sei Dank hatte ich aber alles auf dem Handy und dem Laptop gespeichert. Digitalisierung bringt doch etwas, zumal in einem modernen Land wie Israel, in dem die Hürde Datenschutz etwas niedriger ist als bei uns.

Unser Quartier bei den Borromäerinnen

So brachte uns Marcel doch noch rechtzeitig nach Jerusalem in die Lloyd George Street zum St. Charles Hospice der Borromäerinnen. Das Pilgerhospiz war uns von unserer Pilgerreise 2019 in bester Erinnerung. Auf einem für Jerusalemer Verhältnisse riesigen Grundstück mit dicken Mauern umgeben liegt dieses Anwesen am Rande des „Deutschen Quartiers“, östlich angrenzend die stillgelegte zu



einer parkähnlichen Straße umgebaute alte Bahntrasse der von den Osmanen Ende des 19. Jahrhunderts erbauten Eisenbahnstrecke Jaffa-Jerusalem, an das ein vornehmes Wohnviertel gut situerter jüdischer Familien angrenzt, die sich nach der Staatsgründung Israels dort in einem ehemaligen arabischen Wohnquartier angesiedelt haben. Dort, in der Levistraße, wohnen auch Marcel und Tomer. In dem Hospiz leben aktuell acht Schwestern des Borromäerinnen Ordens, von den sechs aus Rumänien, eine aus Deutschland und eine aus Palästina stammen. Neben dem Pilgerhospiz betreiben sie, unterstützt von drei volontierenden Jugendlichen aus Deutschland und einem auch als Fahrer fungierendem Priester, einen Kindergarten mit 140 Plätzen für Kinder vorrangig aus arabischen Familien. Auch Lien, die jüngste Schwester von Mayar (Stipendiatin an der RWTH Aachen), und der Sohn von Hanin, Geschäftsführerin von Micha, haben diesen Kindergarten besucht.

Die Oberin Sr. Valentina und die für die Bewirtung zuständige Sr. Emiliana begrüßten uns mit großer Freude und Herzlichkeit, waren wir doch seit über 15 Monaten wieder die ersten und aktuell auch einzigen Gäste in dem Gästehaus, das eigentlich Platz für bis zu 80 Pilger bietet. Wegen unseres eng getakteten Terminplans während unseres neuntägigen Aufenthaltes blieb nicht allzu viel Zeit zum Verweilen in diesem herrlich ruhigen Anwesen mit einem hervorragend gepflegten und weitläufigen Garten. Lediglich bei der Ankunft, zum täglichen Frühstück und an einem Abend fanden wir Zeit für ein Gespräch, auch mit Sr. Daniela, die mit großem Engagement und Jahre langer Erfahrung den Kindergarten leitet. Am Sonntag feierten wir zusammen mit den Schwestern und den drei Jugendlichen aus Deutschland in der großen Kapelle des Klosters einen Gottesdienst, der von dem aus Rumänien stammenden Priester geleitet und von den Schwestern mitgestaltet wurde. Als wir an dem Sonntagabend von einem Termin am Hassadna Musik Konservatorium zurück kamen, saßen die acht Schwestern in einem kleinen Nebenraum des Foyers des Anwesens und spielten Halma, während Sr. Valentina ihnen vorlas; ein verträumtes Idyll, dieses Hospiz. Die Schwestern sind sehr darauf bedacht, in ihrer jüdischen Umgebung nicht aufzufallen und möglichst hinter ihren Mauern zu bleiben. Sie fürchten die Begierde der Stadt und in ihr lebender Kräfte nach diesem herrlichen Anwesen.



Wir haben übrigens eine zufällige ständige Verbindung zu dem Borromäerinnen Orden, der neben zwei Standorten in Israel und seinem Hauptsitz in Frankreich über ein Gästehaus in Altstädten im Allgäu verfügt, auf das wir von unserem Ferienhaus in Tiefenberg (Ofterschwang) über das Illertal hinweg täglich schauen können.

Kultur und Geschichte

Waren wir ob dessen, was uns von Konrad Schmidt, Bernhard König und Yair Bunzel während unserer Pilgerreise 2019 bereits an Sehenswürdigkeiten in Jerusalem gezeigt worden war, schon tief beeindruckt, wurde der Einblick in Kultur, Geschichte

und Zeitgeschehen Israels und in besonderer Weise Jerusalems dank der Führung und Begleitung durch Marcel noch um Längen übertroffen.



Der Vormittag des ersten Tages unseres Aufenthaltes begann mit einer Führung an spezielle historische Sehenswürdigkeiten am Rande und in der Altstadt von Jerusalem. Zu Fuß führte uns Marcel zunächst auf dem still gelegten Bahngleis der osmanischen Eisenbahn in den Park, der westlich am Hang gegenüber des Jaffa Tores liegt. Wie an so vielem, an dem wir ohne es zu beachten

vorbei gelaufen wären, zeigte uns Marcel die Ausgrabungen am Rande dieses Parkes. Eine Grabstätte einer mächtigen wohlhabenden Familie wurde zunächst als Grabstätte von Herodes angesehen, heute, nachdem man das eigentliche Grab des in Israel zu Christi Geburt herrschenden Königs an anderer Stätte gefunden zu haben glaubt, nimmt man an, dass es sich um eine Grabstätte für Angehörige seiner Familie handelt.

Vorbei an der Montefiore Windmühle durch das Jaffa Tor betraten wir die Altstadt. Unser erstes Ziel dort war die russisch-orthodoxe Alexander Newski Kirche. Unscheinbar von außen liegt diese Kirche südöstlich der Grabeskirche. Im Inneren jedoch birgt sie Überraschungen. Sie galt lange als weißrussische Kirche, sozusagen die Jerusalemer Hauskirche des russischen Zaren Nikolaus des II. Gleich neben dem Eingang befindet sich das „Zarenzimmer“, eingerichtet wie kurz vor der russischen Revolution. Inzwischen hat allerdings der „neue russische Zar“ Wladimir Putin die Bedeutung dieser Kirche entdeckt und sie aufwendig restaurieren lassen. Hinter dem Altarraum befindet sich ein altes römisches Tor. Links neben dem Altar sind die Stufen eines römischen Tempels, von Kaiser Hadrian Aphrodite geweiht, erkennbar. Ob der Felsen, auf dem das Kreuz des Altars steht, allerdings tatsächlich der Grabesfelsen Jesu ist, ist eines der vielen Narrative, die jede nationale Religion hier



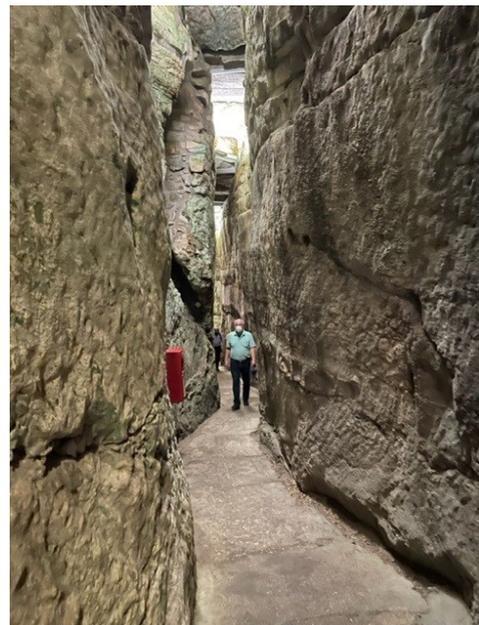
in Jerusalem gerne für sich in Anspruch nimmt.



Von dort sind es nur ein paar Meter, ein paar Stufen um zwei Ecken und man kommt auf das Dach der Grabeskirche. Dies teilen sich die äthiopische Kirche und das koptische Patriachat. Außer uns zwei sind so gut wie keine ausländische Touristen in Jerusalem. So können sich die äthiopischen Mönche einen ruhigen Freitagvormittag gönnen. Der Vorplatz zum Haupteingang der

Grabeskirche wie auch das Innere selbst wirken völlig anders ohne sich drängende Pilgermassen aus aller Herren Länder. Auch sieht man die Skurrilitäten dieser auf viele christliche Kirchen aufgeteilten Gedenkstätte an Christi Tod wesentlich deutlicher, wie die Leiter über dem Eingang und die von der griechisch-orthodoxen Kirche verlegten Metallrohre unmittelbar neben dem Altar im ersten Stock des Gebäudes.

Den touristischen Abschluss des Vormittages bildet eine atemberaubende Führung durch die Tunnel unterhalb der Westmauer des Tempelbergs. Unglaublich welche gewaltigen rechteckig behauenen Felsblöcke hier unter der Herrschaft von Herodes bis zu 30 Meter hoch aufgebaut wurden, um am biblischen Berg Moriah auf einem unter König Herodes dadurch verbreiterten Höhenplateau des zur Zeit von König Salomon erbauten und von den Babyloniern zerstörten ersten heiligen Tempels der Juden einen neuen größeren Tempel zu errichten. Heute tragen diese Mauern das Fundament des Felsendoms und der Al-Akqsa Moschee, des zweitwichtigsten Heiligtums des Islam. Die Tunnel, die wir über mehrere hundert Meter entlang der Mauer bis zum nördlichen Ende gelaufen sind, sind Ausgrabungen von Abbruchgeröll und darauf im Laufe von Jahrhunderten in mehreren Schichten errichteten Gebäude und Straßen, die bis auf die Höhe des heutigen Grundniveaus der „Klagemauer“, die lediglich ein kleiner Ausschnitt der gesamten Westmauer darstellt, errichtet wurden. Am nördlichen Ende des Fußes der Mauer finden sich enorme Wasserzisternen, die früher die Stadt mit Wasser versorgten.





Welch einmalige Gelegenheit wir mit der so umkämpften Reise nach Israel beim Schopfe hatten packen können, wurde uns so richtig am darauf folgenden Samstagvormittag bewusst. Mit dem Taxi fuhren wir diesmal ohne Marcel (es war ja Schabbat) zum Ölberg. Es kostete uns Mühe, den um weiteres Geschäft mit uns kämpfenden arabischen Taxifahrer dazu zu bewegen, uns wirklich am Ölberg aussteigen zu lassen. Er hätte uns gerne, für ein vermutlich recht nieder verhandelbares Entgelt, durch ganz Jerusalem chauffiert. Seit Monaten waren die Touristen rar gesät. Nach dem Genuss des einmaligen Ausblicks vom Ölberg herab auf Alt-Jerusalem gingen wir wie vor zwei Jahren bei angenehmeren sommerlichen

Temperaturen und nahezu allein den Hang hinunter zwischen jüdischen Grabstätten und alten Olivenbäumen an der Kirche Dominus Flavit vorbei, um uns in Gethsemane nahezu allein die zu normalen Zeiten mit Touristen überflutete Allnationen Kirche anzusehen.

Auf der anderen Straßenseite besuchten wir die griechisch-orthodoxe Kirche Marias Grab, etliche Stufen hinab unter dem Straßenniveau, dann Richtung Tempelberg hinauf, durch das Löwentor ein ganzes Stück die wirklich menschenleere Via Dolorosa entlang durch die winkligen Gassen des Basars der Altstadt wieder zum Jaffa Tor hinaus und auf demselben Weg zum Quartier zurück, den wir am Tag zuvor mit Marcel in die Altstadt gegangen waren.



Zum Abschluss unseres Aufenthaltes am Freitag vor unserem Rückflug führte uns Marcel - auch zur Befriedigung seiner schier unerschöpflichen historischen Neugier - in und vor allem unter die Davidstadt. Die dortigen noch lange nicht abgeschlossenen Ausgrabungen sind für Archäologen ein wahres Eldorado. Jahrtausende alte Gänge und Kanäle sind in den letzten Jahren entdeckt worden. Aufgrund Marcells Beziehungen kamen wir an einige für den normalen Besucher noch nicht freigegebene neue Fundstellen, die neue bislang unbekannte

Varianten der Festungsanlage um den Palast Davids erahnen lassen. Am Ende unserer Führung wohl das Highlight schlechthin: Selbst unser Führer war hellauf



begeistert, dass es ihm ermöglicht wurde, uns vom Siloah Pool zum Tempelberg hinauf ein Stück weit auf der ursprünglichen Pilgerstraße an den Überresten einer byzantinischen Kirche vorbei und nicht nur durch den darüber liegenden ehemaligen Abwasserkanal führen durfte.

Jüdisches Brauchtum und Leben

Nicht nur zu „normalen Touristen“ in der Regel unbekannt bleibende historische Schätze der vielschichtigen Geschichte Jerusalems führte uns Marcel. Er gemeinsam mit seiner Frau Tomer brachten uns auch die Besonderheiten jüdischen Lebens näher. Zweimal waren wir jeweils freitags abends zu einem Schabbat Mahl eingeladen, einmal bei einem ursprünglich aus Frankreich stammenden mit ihnen befreundeten Ehepaar, sozusagen gleich um die Ecke, das zweite Mal zusammen mit anderen Freunden bei ihnen zuhause. Nach unserem Eindruck verbindet das Schabbat Mahl zwei wesentliche Elemente sozialen Lebens unter gläubigen Juden. Zum einen ist da der religiöse Ritus, für Christen mit einigen Parallelen zum Abendmahl; zum anderen aber auch das Gespräch verbunden mit einer geistigen Auseinandersetzung.



Talmud Bavel, im Targum 'Ivri, Mischkeh Brakoth, Mordechai Ben David Lewanon, Inzschakajim, THScht'G

rechte Hand. Der Haushaltsvorstand ritzt dann mit einem Messer die Challa-Laibe, bricht das Brot und verteilt es an die Anwesenden. Zum Abschluss des gemeinsamen Essen mit mehreren Gängen wird ein gemeinsames Tischgebet gesprochen und gesungen.

Der Ritus lässt sich folgt beschreiben: Es beginnt mit einem gemeinsamen Gesang, dessen Text uns mangels Hebräisch Kenntnissen natürlich verborgen blieb. Auf dem fein gedeckten Tisch finden sich neben den Schabbat Kerzen zwei mit einem Tuch bedeckte Laibe Brot, die Challa-Laibe. Der Mann des Hauses spricht den Kiddusch, den Segen über einem Becher Rotwein - im silbernen Becher für die Männer, im Glas für die Frauen -. Danach erfolgt das rituelle Waschen der Hände an einem Waschbecken mit einem Becher - erst die rechte Hand, dann mit der rechten Hand die linke (unreine) und dann mit der reinen linken Hand über die reine



Beim ersten Schabbat Mahl, zu dem wir eingeladen waren, wurde ein Text aus dem Alten Testament gelesen und anschließend über den Text mit unterschiedlichen Interpretationen diskutiert. In unserem Fall war es die Textstelle aus dem Buch Genesis über die Flucht von Lot und seiner Familie aus dem von Gott zerstörten Sodom und Gomorra, speziell das Schicksal der zur Salzsäule erstarrten Ehefrau des Lot, die anders als ihr geheißenen sich umgeschaut hatte.

Nach dem Essen wurde über andere Dinge gesprochen. Unser Gastgeber beim ersten Essen hatte als französisches Kind mit einer jüdischen Großmutter während der Besetzung Frankreichs durch Hitler-deutschland ein besonderes Schicksal. Er wurde als 8jähriger bei der Deportation seiner Eltern von seiner Familie getrennt und landete - letztlich zu seinem Glück - in einem Schweizer Internat für jüdische Waisenkinder aus Frankreich. Nach dem Krieg fand er seine Eltern wieder, brauchte aber zwei Anläufe um letztlich nach Israel auszuwandern und dort heimisch zu werden. Wenn man als Deutscher nach Israel kommt und insbesondere mit gläubigen Juden so eng zusammentrifft wie wir, wird die Schoah (die Verfolgung und Massenvernichtung durch das nationalsozialistische System Deutschlands) unweigerlich zu einem Gesprächsthema. Das gilt natürlich umso mehr, wenn unsere

Gastgeberin Tomer praktizierende Psychologin mit dem Schwerpunkt „Second Generation“ - also in Israel die Generation nach den Holocaustopfern, bei uns aber auch unsere Generation, die Generation nach der Tätergeneration - ist. Natürlich ist das keine „leichte Kost“, aber mir jedenfalls tut es letztlich gut, darüber zu reden. Ist mit unseren Eltern darüber ein Gespräch, wenn überhaupt, so doch allenfalls rudimentär und niemals offen geführt worden.



Beim zweiten Schabbat Mahl wurde auch über Politik gesprochen. Auch das ist angesichts der besonderen politischen Situation in Israel ebenfalls nahezu unausweichlich. Gerade wegen der Shoah ist ein Gespräch über Politik in Israel mit dort lebenden Juden ebenso wie ein Gespräch über die Schoah selbst nicht einfach. Unsere Erbschuld ist eine Vorbelastung für jede politische Positionierung. Uns fiel auf, dass die sich von der Vergangenheit gerne befreiende Friedenspositionierung junger Menschen, die wir in Gesprächen gehäuft antreffen, in der Generation unseres Alters im Kreis der Gesprächspartner natürlich aufgrund der immer wieder aufflackernden religiösen und militärischen Auseinandersetzungen der Region auf größere Skepsis und weniger Hoffnung stößt als bei uns. Aber würden wir in Israel oder Palästina leben, wer weiß, ob es uns nicht genauso ginge?

Während unserer Pilgerreise 2019, die eher römisch-katholisch geprägt war, haben wir, insbesondere in Safod/Galiläa auch Synagogen besichtigt. Dennoch hatten wir dabei aber keine bleibende Vorstellung darüber mitbekommen, was das Eigentliche und Besondere einer Synagoge, sei es eine aschkenasische oder eine sephardische Synagoge, ausmacht. Marcel hat uns, um dies uns näher zu bringen, ins Israel Museum in Jerusalem geführt und uns dort nicht nur - wie bei unserem Besuch in

2019 – die Thorarollen und das Modell Jerusalems gezeigt, sondern insbesondere die Bereiche des Museums erläutert, die sich mit jüdischem Brauchtum befassen. Jetzt können wir sagen, dass wir wenigstens etwas, wenn auch sicher noch nicht alles, darüber wissen; eine große Bereicherung für uns.



Noch ein Wort zum Schabbat: „Und am siebten Tage sollst Du ruhen!“ So lautet das Gebot Gottes – Bestandteil des von ihm mit seinem Volk geschlossenen Bundes – nach dem Alten Testament. Die gläubigen Juden nehmen das mit dem Begehen des Schabbat, beginnend am Freitag späterem Nachmittag für 24 Stunden, wesentlich ernster und konsequenter als wir. So ernst und konsequent, dass es für uns nicht leicht fällt, die Logik in der modernen Welt nachzuvollziehen. Beispiel: Das Verbot am Schabbat zu arbeiten, geht so weit, dass das Essen für den Tag vor Beginn soweit zubereitet wird, das ohne ein Einschalten des Herdes in der Küche mittels einer automatischen Zeitschaltuhr das Essen zubereitet eingenommen werden kann. Das elektrische Licht, das man benötigt, wird vor Beginn des Schabbat, eingeschaltet. Man darf zwar zur Synagoge gehen, aber nicht mit dem Auto fahren, und im Ergebnis eigentlich auch nicht gefahren werden. Diese Konsequenz ist für moderne Mitteleuropäer wie wir schwer nachzuvollziehen. Allerdings müssen wir auch eingestehen, dass wir gegen das Gebot inzwischen schon so viele Kompromisse eingegangen sind, dass allzu viel von der gebotenen Ruhe nicht mehr übrig geblieben ist. In Jerusalem jedenfalls würde ein „Einkaufs-Schabbat“ wie bei uns der Einkaufssonntag auf großen Widerstand stoßen. In Tel Aviv sieht das wohl schon anders aus.

Die Projekttermine

Die meiste Zeit unseres neuntägigen Aufenthaltes war durch Projekttermine bestimmt. Abgesehen von zwei Einladungen in die Häuser palästinensischer Familien von uns geförderter Stipendiaten in Ost-Jerusalem und einer Fahrt mit dem Taxi an die Al-Quds Universität in Abu Dis und an die Bethlehem Universität sowie einem Kurzbesuch bei der frisch „gebackenen“ Mutter und Stipendiatin Avishag wurden wir dabei stets von Marcel gefahren und begleitet, was uns eine sehr große Hilfe war.

1. Out for Change



Wer in Frankfurt in ein Flugzeug nach Tel Aviv steigt, begegnet ihnen stets, den ultra-orthodoxen Juden. Sie fallen auf durch ihre Kleidung und ihre Haartracht, und häufig benehmen sie sich auch auffällig. Einer Haredi (ihrer Gemeinschaft) anzugehören, ist ein besonderes Schicksal, zwar

geborgen in einer streng religiösen Großfamilie, aber abgeschottet und auch äußerlich abgesondert von der modernen Welt. Das kann gerade für einen jungen Menschen zu einem Problem werden, das ihn veranlasst, darüber nachzudenken, ob dies das Leben ist, das er bis zu seinem Tod führen will. Denkt er nach, wird er häufig neugierig und beginnt heimlich, die andere, ihm verborgene Welt zu entdecken. Ein Smartphone mit unerlaubtem Internetzugang ist heutzutage ein leichter offenbares Fenster in diese fremde Welt. Die Anzahl derer, die den sehr schweren Entschluss fassen, die Haredi zu verlassen wird Jahr für Jahr größer. Für sie, die Yotzim, beginnen dann die Probleme zunächst einmal richtig. Mit Jiddisch ohne Englisch und nur mit den Grundrechenarten ausgerüstet, die Beziehungen zur Familie gekappt, brauchen sie Hilfe. Dafür haben engagierte Ehrenamtliche die Organisation Out for Change gegründet. In Tel Aviv an ihrem Hauptsitz werden wir von Chanah, Vorstand des Vereins, begrüßt. In den aktuell wachsenden Räumen des Büros treffen wir Nadav, Debbie, die uns die Räumlichkeiten zeigen und die Arbeit ihrer Organisation schildern. Wir treffen auch Itzik, dem wir bei seinem inzwischen mit dem Bachelor abgeschlossenen



Psychologiestudium finanziell helfen konnten. Seinem fast ständig lächelnden Gesicht und dem, was er erzählt, über das was ihn gegenwärtig bewegt, ist offenkundig anzusehen, wie gut ihm die gewonnene Freiheit des Lebens und das mit eigener Kraft Erreichte tut. Im Augenblick arbeitet er für Out for Change. Was er künftig machen will, weiß er noch nicht, vielleicht

Philosophie studieren, jedenfalls aber anderen Yotzim helfen, wie er seinen Weg zu finden.

Nadav erzählt, dass die israelische Regierung, bereits vor dem erst jüngst stattgefundenen Regierungswechsel begonnen hat, ihre Politik im Umgang mit den Haredi zu ändern. Die stark wachsende Zahl der Haredi – die Familien haben häufig eine Kinderschar in zweistelliger Anzahl – wird zu einem demografischen Problem. Mitglieder der Haredi haben selten ein von Zuwendungen des Staates unabhängiges Einkommen und behindern die Entwicklung eines modernen Staates. Um jungen Menschen aus dem Kreis der ultra-orthodoxen Juden eine staatliche Ausbildung zu ermöglichen, wurden nun staatliche Stipendienprogramme speziell für Haredi Mitglieder aufgelegt. Das aber bedeutet für die Yotzim eine Diskriminierung, weil sie ja den Haredi nicht mehr angehören und deshalb bisher nicht in den Genuss solcher staatlichen Stipendien kommen können, obwohl sie sie mindestens genauso dringend benötigen. Die neue Regierung ist nun dabei, diese staatlichen Stipendienprogramme auch für andere, so auch für Yotzim zu öffnen. Um das erfolgreich werden zu lassen, benötigt Out for Change finanzielle Hilfe. Sie gehen davon aus, auf diesem Weg Stipendien für ca. 15 Yotzim bekommen zu können. Daraus wollen Nadav und Debbie einen Projektvorschlag für uns machen. Wir könnten eventuell damit die Effizienz der von uns eingesetzten Fördergelder wesentlich erhöhen.

2. Hassadna Jerusalem Musik Konservatorium

Begleitet von Marcel und einer Freundin Adina, die sich für Hassadna ehrenamtlich engagiert, treffen wir am Sonntagabend Lena, die Managerin des Konservatoriums in dessen Räumen, genauer gesagt in den Räumen einer Jerusalemer Schule, die Hassadna nach Schulschluss nachmittags und abends nutzen darf. Für uns Gäste waren besondere musikalische Präsentationen vorbereitet, die uns allesamt ins Staunen versetzten. Ein Kinder- und Jugendchor, geleitet von einer ukrainischen Chorleiterin, mit Kindern von vielleicht 6 bis 15 Jahren mit unterschiedlichsten ethnischen Wurzeln aus Russland, der Ukraine, Äthiopien und anderen Ländern sangen frei ohne Noten und überaus harmonisch und stimmvoll Stücke auf Ukrainisch und Hebräisch. Naor, eine 20jährige Äthiopier und zurzeit israelischer Soldat, der gerade dabei ist, an der Jerusalemer Academy für Musik und Tanz sein Bachelorexamen in Klarinette zu absolvieren, spielte uns begleitet am Klavier von einem ebenso begabten jungen israelischen Musiker auf der Klarinette vor. Und schließlich Elisabeth, auch sie in der Uniform einer israelischen Soldatin – sie war gleich nach Dienstschluss ins Konservatorium gekommen -, spielte sehr beeindruckend und professionell zwei Stücke von Brahms auf dem Piano.



Mit Elisabeth kamen wir ob einer sehr spontanen Idee von mir ins Gespräch darüber, ob sie nicht im Sommer nächsten Jahres mit unserer Unterstützung nach Deutschland kommen möchte, um an den Meisterkursen des Oberstdorfer Musiksommers teilzunehmen. Es sieht so aus, dass aus dieser spontanen Idee etwas wird.

Zur Unterstützung von Noah, der leider keine Unterstützung bei seinen musikalischen Ambitionen vom Elternhaus erfährt, sind wir angefragt worden, ob wir ihm eine dringend benötigte A-Klarinette finanzieren können.

3. Hebräische Universität von Jerusalem (HUJI)/Mandel School, Mt. Scope



Ein weiterer Höhepunkt unserer Termine war das Zusammentreffen mit den Initiatoren und Verantwortlichen der Hebräischen Universität von Jerusalem und der Mandel Schule für das Projekt „Good Neighbors“ (früher „Town & Gown“) auf dem Berg Scopus. Prof. Daniel (Danny) Schwartz und Prof. Israel Yuval empfingen uns am Eingang zum Campus und führten uns in den Konferenzraum des Mandel Gebäudes der Universität. Die Fensterfronten dieses Raumes liegen unmittelbar über den Ausläufern des von Palästinensern bewohnten Stadtteils von Ost-Jerusalem Issawiya. Diese offensichtliche Nähe des Kontrastes zwischen moderner geisteswissenschaftlicher Forschung und Lehre in einem modernen Universitätsgebäude einerseits und Lebensarmut im Ort Issawiya andererseits hatten wir uns nicht vorgestellt. Eine Managerin der Universitätsverwaltung, Michal Barak, präsentierte die Aktivitäten der Universität im Bemühen, die benachbarte arabische Bevölkerung in das Universitätsgeschehen zu integrieren. Sie berichtete unter anderem, dass inzwischen allwöchentlich bis zu 500 arabische Frauen an Hebräisch Sprachkursen der Universität teilnehmen. Meine Frage, wo denn die arabischen Männer blieben, traf das Problem, das auch die Universität erkannt hat. Die jungen arabischen Männer neigen dazu, des frühen Geldverdienens wegen weiterführende Ausbildungen abzubrechen. Die Hochbegabten gehen eher ins Ausland zu Ausbildungszwecken. Die anwesenden arabischen Verantwortlichen Nadia Awad und Abdallah Hamdan unterstrichen die politische Bedeutung der von der Universität angestoßenen Projekte zur Integration der jungen Menschen in Issawiya als notwendiges Mittel, sie weg zu bekommen von den oft

gewalttätigen Demonstrationen auf den Straßen des Stadtteils. Zwei von acht arabischen Studentinnen, Areen und Eman, die im gerade begonnenen akademischen Jahr 2021/2022 über das von uns mitfinanzierte Projekt „Good Neighbors“ unterstützt werden, waren ebenfalls anwesend und hinterließen einen sehr gewandten Eindruck. Vor dem abschließenden Mittagessen im Beit Maierdorf Faculty Club, führten uns noch zwei Kunststudentinnen durch die aktuelle Kunstaussstellung auf dem Universitätsgelände unter dem Titel „In and Out – Between and Beyond Jewish Daily Life in Medieval Europe“.



4. Jerusalem Foundation

Am Sitz der in Jerusalem allgegenwärtigen städtischen Stiftung – von dem bekannten Jerusalemer Bürgermeister Teddy Kollek gegründet – empfing uns der Präsident der Stiftung Shai Doron persönlich in seinem Büro. In bewegten Worten schilderte er seinen persönlichen Werdegang und seine Mission als



Kopf der Stiftung. Anschließend fuhren wir mit Alexander Dubrau, dem Direktor der Deutschlandabteilung der Stiftung, auf das Gelände der Hebräischen Universität in der Stadt, wo wir auf die Förderklasse für besonders begabte äthiopische Einwandererkinder trafen, die wir unterstützen und die dorthin jede Woche an einem Nachmittag aus vielen Schulen Jerusalems

zusammengebracht werden, um an Tutorien teilzunehmen. Tutoren sind überwiegend Studenten, die sich für dieses Programm freiwillig gemeldet haben. Zwei äthiopischen Kinder stellen sich uns vor. Einer von ihnen, ein 16-Jähriger bringt uns zum Staunen. Die Schilderung der High-Tech Projekte, an denen er im letzten Jahr teilgenommen hat, die Anzahl der Fremdsprachen, und Programmiersprachen, die er gleichzeitig lernt, erscheinen uns schier unglaublich. Wir konnten auch sehen, wie intensiv und ambitioniert in kleinen Gruppen an diesem Nachmittag all das, was an Wissen vermittelt werden kann, von den jungen Flüchtlingskindern aufgesogen wird.

5. Al-Quds Universität Abu Dis und Universität Bethlehem

Mit dem eigens für uns von Marcel angeheuertem Taxi fahren wir „hinüber“ in die Palästinensischen Gebiete, im Vergleich zu Jerusalem – und erst recht Tel Aviv – eine andere Welt, arm und arabisch chaotisch.



Den Kontakt zu Safa Dhaher und Dana Salloum vom Financial Aids Department der Al-Quds Universität in Abu Dis haben wir durch das Youmna gewährte Stipendium für ihr dortiges Medizinstudium gewonnen. Safa ist eine sehr impulsive offenerzige temperamentvolle Frau, die augenscheinlich bei vielen der insgesamt 13.000 Studenten einer der führenden palästinensischen

Universitäten sehr beliebt ist. Sie zeigt uns den Campus. In Gesprächen mit der Jerusalem Foundation und der Hebräischen Universität am Vortag hatten wir mitbekommen, dass man dort die Berufschancen von Absolventen der palästinensischen Universitäten deutlich geringer einschätzt als von Absolventen hebräischer Universitäten. Dies entspricht auf jedem Fall nicht dem Selbstbewusstsein Safas und auch nicht dem Eindruck, den wir gewonnen haben. Auch bei einem späteren Gespräch mit einem führenden israelischen Arzt, Chefarzt einer Klinik in Jerusalem und Freund von Marcel, Jonathan Halevy, wurde das nicht bestätigt. Er schilderte, dass die vielen palästinensischen Ärzte, die in seiner Klinik beschäftigt sind, nicht geringer qualifiziert seien als israelische, wenn man davon absieht, dass sie naturgemäß keine vergleichbaren Erfahrungen mit dem Umgang sehr teurer medizinischer Geräte haben, die sich die palästinensischen Universitäten nicht leisten können. Safa will uns bei der Suche nach Anwärtern für Stipendien auch aus eigenem Interesse aktiv unterstützen. Im Fall von Afnans Bruder Hatem, der gerade sein Medizinstudium in Abu Dis begonnen hat, scheint sich bereits etwas anzubahnen.





Die katholische Bethlehem University, die wir anschließend besuchen, ist deutlich kleiner, macht aber sowohl im Hinblick auf das Universitätsgelände als auch im Hinblick auf die Atmosphäre einen angenehmen, eher familiären Eindruck. Wir treffen mit Dina Massad, Sandy Bassous und ihrem Chef Youil Anastas zusammen. Youil erläutert uns das System der Stipendiaten Förderung der Universität. Was wir bislang nicht wussten: Jeder Student ist eingeladen, gegenüber der Universitätsverwaltung einen Social Survey Fragebogen auszufüllen. Anhand der daraus ersichtlichen Informationen über die

wirtschaftlichen Lebensverhältnisse des jeweiligen Studenten wird ihm bei erkanntem Bedarf zusätzlich zum Stipendium für die Studiengebühren eine soziale Unterstützung zugänglich gemacht, wenn zu befürchten ist, dass der Student sein Studium aus finanziellen Gründen nicht zu Ende führen kann. Weil uns das nicht bekannt war, sind wir mit Ghada (ausnahmsweise) einen anderen Weg gegangen. Während unseres Aufenthaltes in Israel meldete sich Joanna, eine Freundin von Mira, bei uns, die an der Bethlehem University studiert. Vielleicht klappt es mit ihr ja auf diesem Wege der Universität, ohne dass wir uns engagieren müssen. Übrigens: Die persönlichen Daten von Joanna hatten Dina und Sandy über ihr Smartphone sofort parat.

Beim Mittagessen trafen wir dann **Marian**. Zwischen zwei Vorlesungen hatte sie leider nur wenig Zeit. Marian ist eine kleine zierliche und sichtlich scheue Person, aber sehr herzlich. Im jetzt begonnenen Semester ihres Biologiestudiums steht Mikrobiologie auf dem Vorlesungsplan als Schwerpunkt. Sie ist eifrig und sehr dankbar, dass wir ihr helfen. Ihr Vater hatte uns aus Olivenholz eine Kamel Karawane geschnitzt, die sie uns als Geschenk mitgab. Zu kurz war die Zeit, um uns mit ihr ausführlicher zu unterhalten.



6. Yemin Orde

Dort, wo der Prophet Elija nach dem Alten Testament die Anbetung des Götzen Ba'al recht grausam beendete, dort wo der Orden der Karmeliter seine Heimat hat, auf dem Berg Karmel bei Haifa gibt es ein „Dorf“, ein ganz spezielles „Dorf“, ein Jugenddorf. Das besondere dieses Ortes erkennt man nicht an seiner schönen Lage knapp 70 Meter über Haifa und der nahen Mittelmeerküste, an den Gebäuden einschließlich der imposanten modernen Synagoge, nein, man erkennt es in



den Gesichtern der jungen Menschen, die in ihm leben, lebensfrohe Gesichter Jugendlicher mit unterschiedlichen Hautfarben, unterschiedlicher Religionen, aus inzwischen über 18 Ländern dieser Erde, ursprünglich gestrandete Kinder, Waisenkinder oder von ihren Familien getrennte Kinder, die hier eine neue Heimat gefunden und einen Weg in eine für sie neue Hoffnung gebende Welt gefunden haben. Das hebräische Wort „Alijah“ schwebt über diesem Ort.

Psalm 122 „Jerusalem ist gebaut als eine Stadt, in der man zusammenkommen soll, wohin die Stämme hinaufziehen, die Stämme des Herrn, wie es geboten ist dem Volke Israel, zu preisen den Namen des Herrn.“

Gläubige Juden verabschieden sich nach einer Feier traditionell mit den Worten: „*Und nächstes Jahr in Jerusalem*“.

Alijah bedeutet diese Rückkehr eines Juden nach Jerusalem, für viele war diese Rückkehr eine Flucht aus ihrer Heimat.

Am Eingang von Yemin Orde wurden wir begrüßt von Racheli und Aschalaw. Beide stammen aus Äthiopien, Aschalaw ist einer von drei der von uns über Yemin Orde geförderten Stipendiaten. Racheli ist mit 5 Jahren auf den Schultern ihres Vaters aus Äthiopien geflohen. Sechs Wochen war sie zu Fuß über den Sudan nach Israel auf der Flucht. Racheli ist selbst ein Erlebnis, für jeden, der ihr zuhört. Ihre klare und gewandte englische Sprache, aber auch die unverblühten offenen Worte über sich, die Philosophie dieses Ortes und seine Geschichte und, ihre persönlichen Erlebnisse sind in der Lage, uns in einen Bann zu ziehen. Wenn Boaz Schwartz, der Leiter des Jugenddorfes, ein Hüne von Mann seine gewaltige Stimme erhebt und erzählt wie er zu Beginn seiner Tätigkeit in Yemin Orde mit seiner morgendlichen Begrüßung „Boker Tob“ zunächst einmal gerade angekommene Bewohner des Dorfes einschüchterte und erst lernen musste, dass jeder der jungen Bewohner dieses „Dorfes“ seinen Anspruch auf individuelle Behandlung und Respekt bei allem notwendigen Sinn für Gemeinschaft hat, wird schnell der Geist und der Anspruch dieser Einrichtung gegenwärtig. Im respektvollen Umgang miteinander zu lernen,



gemeinsam Dinge zum Guten zu wenden – dafür steht Yemin Orde heutzutage.

Victoria („Vicky“), ebenso Stipendiatin von uns, fällt uns bei der Begrüßung um den Hals. Sie kommt während ihres Studiums in Ariel nur hin und wieder zurück nach Yemin Orde; unübersehbar, wie froh sie ist, mal wieder hier sein zu dürfen.

Und da ist natürlich Susan, die „Managerin“, über die wir unseren Kontakt zu Yemin Orde halten, ebenso ein Energiebündel, deren ursprünglich amerikanisches Herz, hier so begeistert schlägt. Susan stellt uns Wladimir (genannt „Wolwo“) vor. Als Waisenkind kam er aus der Ukraine. Nach seinem Schulabschluss bei Yemin Orde und seiner Militärzeit hat er mehrere Anläufe für eine Ausbildung begonnen und abgebrochen. Sich allein zurecht zu finden, ist nicht einfach. Nun, enger betreut von Susan und den Freunden von Yemin Orde hat er ein Studium für Kommunikation in Haifa begonnen und braucht finanzielle Hilfe. Susan erklärt uns, dass die notwendige Begleitung und Unterstützung der „Graduates“, also derjenigen, die nach dem Schulabschluss Yemin Orde verlassen haben, aber weiterhin auf ihrem Weg betreut werden sollten, für Yemin Orde an Grenzen stößt. Dafür bekommen sie keine staatliche Förderung. Das ist der Punkt, an dem wir gefragt sind. Auch Marcel und Tomer wollen hier helfen.

7. Micha

Marcel ist Vorstand des gemeinnützigen Vereins Micha. In einem mit Unterstützung der Jerusalem Foundation neu errichteten Gebäude im Süden Jerusalems, an dem Hang gegenüber der Dormitio Kirche werden dort tattäglich gehörgeschädigte Kinder intensiv betreut. Die Kinder werden morgens mit Taxis von zuhause in Begleitung von Betreuern abgeholt und zu Micha gefahren. Dort werden sie sowohl in Einzeltherapie als auch in Kleingruppen intensiv betreut und an das Leben in Gemeinschaft mit einem implantierten Chip herangeführt. Sind Therapie und Betreuung erfolgreich, was in der Regel gelingt, können sie schließlich in eine Kindergartengruppe mit Kindern ohne Gehör Beeinträchtigungen integriert werden. Auch diese integrierten Gruppen sind bei Micha „zu Hause“. Geleitet wird der Betrieb von Hanin, selbst Mutter von zwei Kindern. Sie hat uns bei unserem Stipendiaten Programm schon bisher sehr geholfen. Auch Micha benötigt Unterstützung im Bildungsbereich.



Diesmal geht es um Fortbildung der Therapeuten. Zur Finanzierung von Fortbildungsprogrammen ist Micha auf Spenden angewiesen.

8. Treffen mit Stipendiaten und/oder ihren Familien

Familie Shaban

Am Samstagabend sind wir nach Anata, ein Stadtteil Ost-Jeruselems hinter dem Checkpoint eingeladen. Die Großfamilie Shaban ist unser Gastgeber. Mayar (zurzeit in Aachen), Mira und Muhanad sind Mitglieder der dritten Generation der in einem Haus lebenden Großfamilie. An deren Spitze steht die über 80jährige Großmutter. Drei Söhne mit ihren Familien und eine unverheiratete Tochter leben unter einem Dach. Wir zählen sieben Mitglieder der dritten Generation (+ Mayar wären es acht). Ghada, ebenfalls seit neuestem Stipendiatin bei uns, und Freundin von Mira gehört im Prinzip auch schon zur Großfamilie. An einer großen Tafel werden wir mit allen Köstlichkeiten eines palästinensischen Abendessens großzügig versorgt. Bei



einem Glas Tee lernen wir anschließend kennen, welch hohen Stellenwert Familienzusammenhalt und Gemeinschaftssinn in der Familie in Palästina innehat. Auf der Rückfahrt wird unser Blutdruck am Checkpoint noch einmal besonders angeregt. Bei der Kontrolle stellen wir fest, dass wir keine Pässe mitgenommen haben. Darin sind auch die Einreisebestätigungen, die man inzwischen aus dem Automaten ausgespuckt bei der Einreise am Flughafen bekommt. Es kostet einige Überredungskunst auf Arabisch, Englisch oder gebrochenem Hebräisch aller Autoinsassen, bis wir dann doch durchgelassen werden und nicht zumindest vorübergehend in einer Arrestzelle landen.

Einige Abende später treffen wir uns nochmal mit einem Teil der Großfamilie. Mayars Eltern haben uns in ein Restaurant unterhalb des Mount Scopus eingeladen, von dem man einen herrlichen Blick auf das nächtliche Jerusalem hat. Die Eltern zusammen mit der jüngsten Tochter Lien holen uns bei St. Charles ab und fahren mit uns zunächst zur Schmidt Schule, wo Hala, die mittlere Tochter der Familie, auf dem Weg zum deutschen Abitur ist, nach Rückkehr von einem Schulausflug zusteigt. Beim Abendessen werden die Bande zwischen uns und der Familie enger geknüpft.



Youmnas Familie in Jabal Al Mukabir

Am Montagabend holt uns Youmnas Vater mit dem Auto bei St. Charles ab. Auf der Autofahrt erzählt er uns, dass er im Straßenbau tätig ist, aber wegen einer Koronal Erkrankung nicht mehr voll arbeiten kann. Am Haus der Familie im Ort Jabal al Mukabir (Ost-Jerusalem) empfangen uns Youmna, ihre Mutter und eine fließend Englisch sprechende Cousine von Youmna, die Lehrerin an einer örtlichen Schule ist. Jabal al Mukabir liegt gegenüber von Abu Dis - bereits jenseits der Mauer auf einem Berg -, wo Youmna an der Al-Quds Universität ihr Medizinstudium angefangen hat. Auch bei der Familie Basheer werden wir mit Gastfreundschaft und Dankbarkeit überhäuft. Die Lebensverhältnisse der Familie sind allerdings deutlich bescheidener als bei den Shabans. Stühle und Geschirr reichten nicht für alle, so dass nicht die gesamte Familie gemeinsam mit uns an einem Tisch Platz fand. Der Herzlichkeit des Umgangs mit den Gästen aus Deutschland tat dies keinen Abbruch.



Als Geschenk erhielten wir eine Tafel mit Dankesworten für Youmnas Stipendium. Auf meine Frage an Youmnas Vater, ob er neben seinen fünf Töchtern nicht einen Sohn vermisse, erklärte er, dass dies nicht der Fall sei. Er sei froh, fünf ehrgeizige und fleißige Töchter zu haben, und sich mit seinen bescheidenen Mitteln dafür einzusetzen, dass sie alle eine Ausbildung bekommen haben oder wie Youmna noch bekommen. Auch in Palästina verändert sich die Welt.

Afnan neben dem Elijas Kloster

Gemeinsam mit Marcel und Hanin besuchen wir Afnan und ihre Familie. Sie lebt auf einem Parkplatz ähnlichen Gelände in Hütten direkt neben dem griechisch-orthodoxen Elija Kloster an der Hevron Road im Süden Jerusalems. Eine ganze Heerschar von Hunden streunt auf dem Gelände. Vor der Wohnhütte sitzen wir mit Afnans Großmutter, Afnan und ihrem Verlobten und Afnans jüngeren Bruder Hatem und sprechen über Ausbildungswege und ihre Zukunft für Palästinenser in Israel, während Afnans Mutter und ihr ältester Bruder ein Abendessen für uns zubereiten. Afnan berichtet uns, dass sie plant, bereits im nächsten Jahr ihren Bachelor in Sozialarbeit an der Hebräischen Universität auf dem Berg Scopus zu machen. Ihren Berufswunsch hat sie etwas geändert. Wohl auch der besseren Verdienstmöglichkeiten wegen will sie sich der Sozialarbeit und nicht mehr Kunsttherapeutik widmen. Ihr Verlobter ist in der Altenpflege tätig, ein gewandter und heller Kopf. Ihr jüngerer Bruder Hatem wirkt anfangs verschlossen und schüchtern, taut dann aber auf. In gutem Englisch erzählt er, dass er begonnen hat, an der Al-Quds Universität in Abu Dis Medizin zu studieren und dringend finanzielle Hilfe benötigt. Wir haben ihm geraten, sich an Safer Dhaher zu wenden, was er dann auch einige Tage später getan hat. Vielleicht ergibt sich da was. Mit der von Marcel ersehnten Besichtigung des Klosters wird es allerdings nicht. Der einzige das Kloster betreuende Mönche weilt wohl zurzeit in einem anderen griechisch-orthodoxen Kloster in Jerusalem.



Dunia



Dunia besucht uns im St. Charles Hospiz. Sie steht kurz vor dem Ende ihrer Ausbildung zur Sprachtherapeutin am Haddassah College. Wie bereits bei unseren virtuellen Treffen zuvor wirkt sie sehr gewandt, zurückhaltend, aber auch bedacht auf uns. Ihr Vater betreibt eine Bäckerei in der Altstadt am Damaskus Tor. Als wir ihr von Ghada erzählen, berichtet sie uns, dass sie sie kennt, ja sogar mit ihr, wenn auch um Ecken, verwandt ist. Klein ist die Welt.

Avishag

Wenige Tage vor unserer Ankunft in Israel schreibt uns Avishag, dass sie ein Baby geboren hat. Shahari-Ahava - übersetzt „Morgengrauen der Liebe“ - heißt die kleine Tochter. Von Lena am Hassadna Musik Konservatorium hatten wir erfahren, dass die Geburt schwierig verlaufen war und das kleine Mädchen nach einem Notarzteinsatz mit Kaiserschnitt zur Welt gebracht wurde. Obwohl Avishag sich bei ihrer Mutter in Jerusalem zur Erholung von der Geburt aufhielt, meinten wir, es würde mit einem Besuch ob der Umstände nicht klappen. Aber Avishag insistierte, und so fuhren wir am Freitagnachmittag mit dem Taxi in die Jerusalemer Innenstadt und besuchten die überglückliche junge Mutter und ihre Familie. Neben ihrer sehr freundlichen



Mutter und ihrer jüngeren Schwester (auch Musikerin - Gesang) trafen wir auch ihren jungen Ehemann an, einen jungen Haredi mit blonden Seitenlocken, von dem wir etwas Zweifel haben, ob er schon einer Vaterrolle gewachsen ist. Aber das kann ja auch täuschen. Avishag ließ es sich jedenfalls nicht nehmen, nach dem Stillen des Säuglings ihre Viola zur Hand zu nehmen und uns zwei drei Stücke darauf vorzuspielen. Wie die junge Mutter ihr Studium am Maqamat Center for Eastern Music in Safed und gleichzeitig ihre neue Mutterrolle organisiert bekommt, weiß sie aber wohl selbst noch nicht so ganz genau. Aber dass sie der Musik und ihrer Viola verschrieben bleibt, daran haben wir keine Zweifel.

Fazit:

Die Reise war sicher keine Erholungsreise. Das sollte sie auch nicht sein. Sie war ein geballtes Erlebnis rundum. Sie hat uns Eindrücke, Begegnungen und Erfahrungen vermittelt, die uns lange begleiten werden und uns helfen, die Welt noch besser zu verstehen. In Angelegenheiten einer gemeinnützigen Stiftung zu reisen, ist natürlich anders, als aus rein touristischen Gründen. Eine der wichtigsten Erkenntnisse dieser Reise ist gewiss: Freunde in der Fremde zu gewinnen und zu behalten, ist ein ganz großer Schatz.

